

III. 51. (A.c.3.)

Emma Schröder

Willstätt

Vermittelt durch: Fritz Schröder, Willstätt

Willstätt: Ein Splitter traf die Mutter und sie verblutete

*Es handelt sich hier um die Lebenserinnerungen von Emma Schröder bis zum Kriegsende, die diese zur Konfirmation ihres Enkels niedergeschrieben hat. Ab Seite 26 schildert Emma Schröder die Ereignisse zum Ende des Krieges. Es beginnt im Herbst 1944 mit Beschuss beim Schanzen, beim Bau von Schützengräben in der Nähe von **Willstätt** zusammen mit einquartierten Soldaten. Man hört die nahende Front. Es herrscht ständig Angst vor Fliegerangriffen und Bombardements. Am 21. November werden Straßburg und Kehl geräumt, Flüchtlingstrecks und Militärkolonnen ziehen durch das Hanauer Land und die Ortenau. Alle flüchten Richtung Schwarzwald. Die provisorische Rheinbrücke in Kehl wird gesprengt. Ende November wird Offenburg bombardiert. Ab Dezember wird Willstätt alle 20 Minuten mit Artillerie beschossen, „bis Kriegsende haben wir alle im Luftschutzkeller geschlafen“. Das Dach des Hauses wird zerstört, den Menschen im Keller passiert nichts. Ein Geschoss trifft den Bullenstall, darauf hin gibt es Freibankfleisch für alle. Am 18. März 1945, kommt die Mutter durch Artillerie ums Leben: Ein Granatsplitter durchdringt die Haustür und tötet sie, die dahinter stand. Sie verblutete innerhalb von 30 Minuten. Aus Angst vor weiterem Beschuss werden sie und ein anderer getöteter Willstätter schon morgens um 7.30 Uhr beerdigt. Der Artilleriebeschuss geht weiter, Willstätt ist sehr stark betroffen, viele Häuser werden zerstört, geraten in Brand. Um den 9. oder 10. April reißt der Telefonkontakt mit der Arbeitsstelle des Vaters in Achern ab. Man hört Maschinengewehrfeuer und Panzer. „In diesem Moment flog plötzlich die Kinzigbrücke hoch, welche unsinnigerweise noch gesprengt wurde.“ Die Franzosen besetzen Willstätt, patrouillieren durch den Ort. Im Keller waren Wertsachen, Fleischdosen, Speck unter den Kartoffeln versteckt. „Die Franzosen, durch die deutschen Besatzungstruppen und die Kriegseinwirkungen selbst ausgeblutet, holten für sich, was ihnen in die Finger geriet“: Hühner, Kaninchen (auch ihre zwei) usw. Einquartierung eines französischen Soldaten. Die Entnazifizierung beginnt. Ihr Vater ist nicht bereit, Nazis zu nennen.*

Am 5. November 1924 wurde gegen Mittag in der Kirchstraße 105 in Willstätt ein Mädchen geboren: Deine Oma Emma Teufel. Ich hatte mir den Erzählungen meiner Eltern zufolge keine gute Zeit ausgesucht. Sechs Jahre zuvor war der Erste Weltkrieg zu Ende gegangen, und unser Land steckte durch hohe Kriegsschulden, sowie Reparationskosten an die Siegermächte in einer schweren Krise. Ein Jahr vor meiner Geburt war die große Inflation. Das Geld, das man verdiente, mußte am selben Tag umgesetzt werden, da es am anderen Tag nichts mehr wert war. Die Menschen rechneten mit Billionen. Wobei eine Billion Reichsmark für ein Brot ausgegeben werden mußte. Das ist so der Rahmen der damaligen Zeit, in den ich hineingeboren wurde.

Der kleine Ankömmling hatte die Familie auf fünf Personen anwachsen lassen, wenn man mich als Person schon bezeichnen kann. Zur Familie zählten meine Eltern, mein Bruder Karl, neun Jahre alt, aus

erster Ehe meines Vaters (die Mutter meines Bruders starb mit 29 Jahren an Herzversagen) sowie meine Großmutter mütterlicherseits, der das Haus gehörte, in das ich geboren wurde. Zum Glück hatte meine Großmutter, die Köchin war, dieses Haus um die Jahrhundertwende gekauft, denn alles jahrzehntelang ersparte Geld für die Altersversorgung war von einem Tag auf den andern nichts mehr wert, so daß die junge Familie die Mutter voll unterstützen mußte. Damals gab es noch keine Pflichtbeiträge zur Rentenversicherung, geschweige denn Sozialbeiträge.

Für das Alter sparte man und in der Großfamilie verbrachte man den Lebensabend. Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß ich ihr wegen meines Gesundheitszustandes im ersten Lebensjahr viel Sorgen bereitet habe, was ich wohl durch den Gebrauch einer kräftigen Stimme bekundet habe - mit dem Ergebnis, daß ich bei Vater nicht gerade auf Gegenliebe stieß. Obwohl mein Vater nie arbeitslos war, er war im Elektrizitätswerk Willstätt beschäftigt, war Schmalhans Küchenmeister. Wie zu dieser Zeit auf dem Lande üblich, hatten auch meine Eltern eine kleine Landwirtschaft als Nebenerwerb. Ziegen, zwei Schweine, Kaninchen und Hühner trugen damals zur Erhöhung des minimalen Einkommens bei. Wie sich später herausstellte, war diese Selbstversorgung mit Ziegenmilch der Grund meiner fast einjährigen Schreiaktion. Ich muß ein sehr lebhaftes Kind gewesen sein, das meiner Großmutter oft den Ausdruck entlockte: „Elis'(meine Mutter), dieses Kind stirbt den rechten Tod nicht".

Mein Bruder, der ja zehn Jahre älter war als ich, hat mir ja wohl auch das Nötige beigebracht. Wir hatten damals einen Hund namens Stella. Diesen soll er an ein selbst gebasteltes Zweiradwägelchen gespannt haben und mit mir darauf durch die Gegend gefahren sein.

Die Zeit war damals noch nicht so hektisch wie die heutige und ein Leben auf dem Dorf eher beschaulich. Der Unterschied von Stadt und Land bzw. Dorf war damals wie der zwischen Tag und Nacht. Wir Kinder wuchsen frei und ungezwungen heran. Der angrenzende Kindergarten, geführt von Schwester Luise, einer Diakonissin, war für mich als Nachbarkind kein Problem. Es besuchten damals etwa 50 Kinder den Kindergarten. Was diese Frau geleistet hat, ist heute nur zu bewundern. Im Kindergartenhof stand ein Brunnen mit einem Handgeschöpf. In einer grau emaillierten Waschschißel, mit Maiglöckchen verziert, lag ein Schwamm, mit dem je nach Bedarf das Gesicht abgewaschen wurde. Für die Hände war im Brunnentrog genügend Wasser. Ein Trinkbecher genügte für alle Kinder.

Die Straßen wurden als Spielplätze mitbenutzt. Nur ab und zu kam mal ein Fuhrwerk mit Pferden oder Kühen bespannt des Weges, und denen konnte man jederzeit ausweichen. Die Radfahrer waren auch noch seltener. Kinderfahrräder gab es überhaupt nicht, denn ein Rad in jener Zeit war eine kostspielige Anschaffung.

In den 20-er Jahren, den Jahren meiner Kindheit, war mein Vater Gemeinde- und Kreisrat. Er ist in einer Familie mit sechs Kindern aufgewachsen. Mein Großvater war von Beruf Zimmermann. In einem kleinen

Häuschen am Dorfrand von Willstätt, das die sechs Rangen schier gelüpft haben, wuchsen sie unter der Hand einer sehr strengen, fleißigen Großmutter zu tüchtigen Menschen heran. Jedes Kind durfte einen Beruf erlernen, was damals um die Jahrhundertwende nicht selbstverständlich war. Alle sechs Kinder wurden tüchtige Menschen. Onkel Gottlieb, der Älteste, wurde ein bekannter Maler und Radierer, der allzufrüh an den Folgen eines Kriegsleidens inmitten seines Schaffens starb.

Die Kinder wurden oft aus Not als Knechte und Mägde auf Bauernhöfe verdungen, wo sie für einen kargen Lohn arbeiten mussten. Die Mädchen gingen in der Regel nach der Konfirmation in Stellung, d. h. sie wurden als Dienstmädchen bei besserstehenden Familien eingestellt. Das Wort Dienstmädchen bezeichnet die Stellung dieser Menschen damals. Ich kann mich an Erzählungen erinnern, in denen davon die Rede war, wie diese Mädchen auf die unwürdigste Art ausgenutzt wurden - besonders die Knechte und Mägde, die auch unter diese Dienstbarkeit fielen.

Zurück zu meinem Vater, Deinem Urgroßvater. Vater erzählte oft, wie er nach bestandener Schlosserlehre im Jahre 1908 von seiner Mutter zehn Reichsmark in die Hand gedrückt bekam mit den Worten: „Bub, fahr nach Hamburg und schau, daß Du dort Arbeit bekommst und wenn nicht, versuche nach Amerika zu kommen“. In der Zeit um 1910 versuchten viele Menschen aus ganz Europa, insbesondere aus Deutschland, ihr Glück in Amerika zu versuchen. Ein großer Teil der Amerikaner ist deutscher Abstammung. Mein Vater hatte jedoch das Glück, auf einer Schiffswerft in Wilhelmshaven Arbeit zu finden. Diese Zeit und vor allem der Wechsel vom dörflichen Leben in eine Hafenstadt mit ihrem Geschäftsleben und Arbeiterpotential waren ausschlaggebend für seine politische Einstellung. Seine Herkunft und sein jetziges Umfeld prägten ihn als Soziodemokraten. Für diese Partei war er, wie ich schon erwähnte, in Willstätt neun Jahre als Gemeinde- und Kreisrat gewählt, bis er 1933 bei der Machtergreifung Hitlers gegangen worden ist.

In Wilhelmshaven meldete sich mein Vater freiwillig zur Kaiserlichen Marine. Auch hier war ihm das Glück hold. Nach der Ausbildung kam er auf das Messungsschiff „SMS Planet“, das hauptsächlich in der Südsee eingesetzt wurde. Es war ein Forschungsauftrag. Mit „Echo-Lot“ wurden daselbst die Meerestiefen erkundet. Zu dieser Zeit hatte das Deutsche Reich auch in der Südsee Besitztümer, d. h. Kolonien. Es war nie viel im Verhältnis zu England, das einen riesigen Kolonialbesitz hatte und Welthandelsmacht Nr. 1 war. Deutsch-Neuguinea, Bismarckarchipel und Samoa, um einige zu nennen, waren deutsche Besitzungen. Mein Vater hatte die Gabe, in blumenreicher Sprache zu erzählen. Es gab ja damals noch kein Fernsehen und wenn ein Mensch die ganze Welt bereist hatte, dann war das schon etwas Grandioses. Mit 20 Jahren war er schon in Sydney in Australien. Seine Lieblingsinsel war Samoa. Er hat ein Gedicht verfasst, das ich bei Veranstaltungen des Marine- und Kolonialkriegerbundes, um das Jahr 1930 herum (natürlich in einem Matrosenkleidchen und Matrosenmütze) vortragen mußte. Am anderen Tag stand es in der Zeitung. Mein Klassenlehrer hatte es gelesen, und ich mußte dieses Gedicht noch einmal vor der Klasse vortragen.

Im Jahre 1912, als das Passagierschiff „Titanic“ mit einem Eisberg kollidierte, war Vater als Heizer auf einem Panzerkreuzer, ich glaube Panzerkreuzer „Friedrich Karl“, welcher den „SOS“-Ruf aufgefangen hat, jedoch zu weit entfernt war, um zu helfen. Als Maat bzw. Obermaat hat er den Ersten Weltkrieg miterlebt. Bei der Skagerrak-Schlacht am 12. Mai 1916 gegen die Engländer war er auf dem Panzerkreuzer „Lützow“. Das Schiff ging unter, aber Vater wurde gerettet.

Still wie ein Mäuschen und mit spitzen Ohren habe ich da zugehört, daß mir ja nichts entging. Wie gesagt, es gab kein Fernsehen, Radios, nur vereinzelt. Der Volksempfänger, ein Propagandamittel im Dritten Reich hat dies so um das Jahr 1934 mit einem Schlag geändert. Nun stand fast in jedem Hans ein Radio. Vater hat kein Radio angeschafft, denn er wollte die NS-Parolen nicht hören. Ich wäre dafür gewesen, denn ich hörte sehr gerne Musik. Da bin ich dann eben sehr oft zu meiner Nachbarin, Liesel Fuhri, gegangen, während meine Mutter dann alleine zu Hause war. Ich glaube, Vater hätte das alles nicht so eng sehen sollen. Im Nachhinein tut es mir leid, daß ich meine Mutter viel alleine ließ. Sie war eine herzengute und bescheidene Frau, war immer da, wenn man sie brauchte, an sich selbst dachte sie zuletzt.

Meine Kindheitserinnerungen sind zwiespältiger Natur. Auf der einen Seite viel Freiheit durch eine großzügige Mutter und andererseits ein sehr strenger Vater. Da ich von meinem Naturell her ganz auf meinen Vater herauskam, gab es zwischen uns (beide Skorpione) manches Kräftemessen. Trotzdem war ich sehr stark auf Vater fixiert, und wenn jemand gegen meinen Vater war, war er auch gegen mich.

Ganz gut in Erinnerung habe ich die Zeit der „Machtübernahme“ von Adolf Hitler am 31. Januar 1933. Wie schon erwähnt, war Vater ein engagierter Sozialdemokrat und somit auch der Willkür der neuen Machthaber ausgesetzt. Von heute auf morgen nahm man ihm die Bürgervertretung im Gemeinde- und Kreisrat, denn die Sozialdemokraten waren der erklärte Feind der NSDAP. In Erinnerung, als wäre es gestern gewesen, ist mir die Nacht, als man uns gegen 2 Uhr morgens weckte und eine Hausdurchsuchung vornahm. Ein Kommissar und SA-Männer durchsuchten das ganze Haus nach Parteiunterlagen und Waffen. Ich weiß noch, wie man meinen Bruder fragte, ob wir Waffen besitzen. Mein Bruder, damals 18 Jahre alt, bejahte dies und holte hinter dem Schrank sein Luftgewehr hervor. Ich höre noch, wie der Kommissar sagte: „Junge, das kannst ruhig wegstellen“. Zu einem SA-Mann, der mit einem angebrannten Papierfetzen kam und den Kommissar auf den Inhalt aufmerksam machte, meinte er: „Das steht in jeder Zeitung“.

Um das Haus hatte die SA Aufstellung genommen, darunter ein Vetter meiner Mutter und ein Schwager meines Vaters. So wurden die Gräben innerhalb der Familien aufgerissen. Hätte man damals auch nur die geringste Handhabe gegen meinen Vater gehabt, wäre er wie Tausend andere in einem Konzentrationslager gelandet. Vater war ein sehr gerechter Mann und litt unter der Bespitzelung.

Später wurde jeder Jugendliche nach der Lehre zum so genannten Reichsarbeitsdienst eingezogen. Mein Bruder ging nach der Lehre bei der Reichsbahn in Offenburg infolge Arbeitslosigkeit zum RAD. Einheiten des RAD wurden zum Bau der Reichsautobahn eingesetzt. Das Primäre dieser Institution war die geistige Erziehung im Sinne Hitlers, sowie die Vorstufe zu bedingungslosem Gehorsam gegenüber dem Staat und seinen Machthabern. Die Reichswehr, das so genannte 100 000-Mann-Heer, das dem deutschen Reich nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg von den Siegermächten zugebilligt wurde, wurde nach der Machtübernahme in „die deutsche Wehrmacht“ umbenannt.

Für uns junge Heranwachsende waren die Jahre nach der Machtergreifung, man kann sagen, eine schöne Zeit. Die Regierung verstand es, die Jugend für dieses neue Deutschland zu begeistern. Dem Bund Deutscher Mädchen, abgekürzt BDM, sollten alle Mädchen beitreten. Die Jungens waren in der „Hitlerjugend“ voreint. Jede Woche waren so genannte Heimabende unter einer Gruppenleiterin. Oft sind wir in Dreier-Reihen singend durchs Dorf marschiert. Die Jungens gingen oft in das so genannte „Zeltlager“. Neben Wander- und Fahrtenliedern waren auch Liedtexte, deren tieferen Sinn wir noch nicht begriffen. Ich schreibe hier einen Vers nieder, der für viele andere steht: „Heilig Vaterland, heb zur Stunde kühn Dein Angesicht in die Runde, sieh uns all entbrannt, Sohn bei Söhnen stehn, Du sollst bleiben Land, wir vergehen.“

Die Menschen, welche den Ersten Weltkrieg und die schwere Nachkriegszeit mitgemacht hatten, wurden von einem Taumel erfaßt, der sie nicht in die vorgegaukelte sichere Zukunft, sondern ins Verderben führte. Kritische Zeitgeister mußten emigrieren. Eine Opposition gab es nicht - nur die Einheitspartei NSD-AP, und dieser hatte sich alles unterzuordnen. Selbst das Ausland zollte Hitler seinen Respekt. Die Olympiade 1936 hat viel zur Aufwertung des III. Reiches unter Adolf Hitler beigetragen. Nach und nach wurden Gebiete, die nach dem Ersten Weltkrieg abgetrennt waren, wie das Saargebiet, Böhmen und Mähren (Tschechoslowakei) sowie Österreich, dem Großdeutschen Reich einverleibt.

Die Judenverfolgung haben wir hier bei uns nicht in der Brutalität, mit welcher sie durchgeführt wurde, mitbekommen. In Willstätt gab es keine Juden, so daß man von der Judenhetze nur vom Hörensagen und durch die Presse erfuhr. Das volle Ausmaß dieser Vernichtungskampagne wurde erst nach dem verlorenen Krieg bekannt.

Mein Bruder Karl hat als Musiker in der Regimentskapelle des 14. Infanterieregiments in Konstanz seine Militärzeit abgeleistet. Ich glaube, das war so um das Jahr 1936/37. Anschließend ging er wieder zur Reichsbahn. Im Ausbildungswerk der Reichsbahn Karlsruhe-Rüppur machte er den Meister und war dann später in Offenburg als Wagenwerkmeister tätig. Bei uns zu Hause ging alles seinen gewohnten Gang. Vater war im Elektrizitätswerk des Überlandwerkes beschäftigt. Mutter versorgte die kleine Landwirtschaft und das Vieh.

Das war ein Fest, wenn geschlachtet wurde, und erst recht, wenn es den frischen Speck aus dem Rauch gab. In die Metzgerei ging man mir samstags, denn das Geschlachtete mußte für das ganze Jahr reichen. Im Portemonnaie war damals meist Ebbe. Von dem, was sich heute der Durchschnittsbürger finanziell leisten kann, konnte man damals nur träumen. Zu Weihnachten war man selig, wenn es was Neues zum Anziehen gab und die Puppe wieder neu hergerichtet war. Vielleicht noch ein Würfelspiel oder sonst eine Kleinigkeit. Orangen und Feigen waren identisch mit Weihnachten. Kuchen gab es ebenfalls nur zu Weihnachten, Ostern und im Sommer, wenn es neue Äpfel und Zwetschgen gab. An Weihnachten gab es den obligatorischen Zimtkuchen sowie den Speckkuchen. Mit Speck hatte dieser Kuchen nichts gemeinsam: es war lediglich ein Hefeteig in einer Springform, der ähnlich dem Schachbrettmuster vor dem Backen eingeritzt und mit Eigelb glasiert wurde.

Im Winter war die ganze Jugend auf den Hanfrötzen zu finden. Es waren fünf an der Zahl, welche alle vom Dorfausgang Willstätt in Richtung Sand lagen. Diese Hanfrötzen in der Größe von etwa 50 mal 30 Meter waren ideale Eisbahnen. Früher wurde hier viel Hanf angebaut und nach dem Schneiden in den etwa 40 cm tiefen Teichen eingeweicht. Nach einer bestimmten Zeit wurde dann der Hanf der Verarbeitung zugeführt.

Ich wäre ebenfalls gerne Schlittschuhe gelaufen, aber meine Eltern kauften mir keine. Ich glaube, sie hatten Angst um mich, denn ich war manchmal sehr waghalsig. So bin ich eben mit vielen anderen mit großem Anlauf über die Hanfrötze gerutscht, und nicht selten sind wir übereinander auf dem Eis gelegen. Da gab es noch den kleinen Rodelschlitten, etwa in Schemelgröße. Mit zwei so genannten Stacheln, zwei runden, etwa 50 cm längs Holzstöcke mit einem Metallstift, konnte man sich fortbewegen. Auch die Jungens veranstalteten regelrechte Wettrennen. War das Eis dick genug, wurde in der Mitte der Hanfrötze ein starker Pfahl eingelassen, ein Rodelschlitten mit einer langen Leine daran gebunden und mit einem starken Schubser ging's rund wie auf einem Karussell. Bei starkem Frost ginge auf die Kinzig. Im Februar des Jahres 1929 haben die Willstätter an Fastnacht.

????????????????????????????????????

ich angehörte, da ich immer eine begeisterte Turnerin war.

Inzwischen bin ich Ehrenmitglied des Turnvereins Willstätt. Im Sommer war die ganze Jugend am Plaelbach und an der Kinzig beim Baden anzutreffen. Wer in Willstätt nicht schwimmen konnte, war wasserscheu. Meine Eltern haben manche Ängste ausgestanden, wenn sie mir nach langem Betteln die Erlaubnis zum Baden in der Kinzig gaben. Heute vermag ich das gut nachzuvollziehen. Etwas, was heute nur noch mit einem Schmunzeln zur Kenntnis genommen werden kann, muß ich hier noch einfügen. Am Plaelbach waren die Badeplätze d.h. die Liegeplätze für Jungen und Mädchen getrennt. Im Wasser trieb

man natürlich seinen Unfug, und der größte Spaß für die Jungen war es, wenn sie ein Mädchen untertauchen konnten, wobei wir uns dann oft mit einem Schubser ins Wasser rächten.

So langsam rückte das Jahr 1939 näher, das Jahr, in dem ich konfirmiert wurde. Im Herbst 1938 begann der Konfirmandenunterricht. Man hatte die letzte Klasse der Volksschule erreicht, man war schon ein kleiner Jemand. So habe ich das damals jedenfalls empfunden. In Pfarrer Batz hatten wir einen akzeptablen Seelsorger. Sein Sohn war auch so alt wie ich, und somit bestand für die ganze Klasse ein guter Draht zum Pfarrhaus. Wir erlebten eine schöne Konfirmandenzeit, und ich glaube, diese Zeit war der Grundstein für eine Kameradschaft, die bis in die heutige Zeit reicht.

Parallel dazu waren wir auch in der Volksschule unter der Leitung unseres Klassenlehrers Alfred Geiler. Ich kann sagen, es war eine vorbildliche Schulklasse. In Erinnerung sind mir die Theaterstücke, welche wir ab der 6. Klasse spielen durften, insbesondere das „Tapfere Schneiderlein“. Von Lehrer Geiler bekam jeder bei der Schulentlassfeier ein paar Worte mit auf den „Lebensweg“. Mein Spruch hieß: „Wenn es in Dir nicht brennt, wie kannst Du anzünden?“ In vielen Situationen meines Lebens habe ich mich dieser Worte erinnert, und sie waren oft das Leitmotiv meines Handelns.

Zu meiner Schulzeit wäre zu sagen, dass ich sie auf die leichte Schulter genommen habe. Der Lehrstoff machte mir keine Mühe. Wäre Vater nicht hinter mir her gewesen, wäre ich öfters ohne Schulaufgaben zur Schule gegangen. Oft bin ich morgens noch schnell hingesessen und habe die Schulaufgaben gemacht. Als dies wieder einmal der Fall war, hat mir Vater die Schultasche weggenommen und eingeschlossen. Nun mußte ich ohne Schulranzen und Aufgaben in die Schule gehen. Dies war für mich eine Lektion, um in Zukunft gewissenhafter zu sein. Schon der Gedanke an meinen strengen Klassenlehrer Alfred Geiler verursachte mir Bauchweh. In der Volksschule war im Hof der Eingang für alle Schüler. Die Jungen und Mädchen hatten getrennte Aufgänge. Der Haupteingang war nur den Lehrern vorbehalten.

Wenn ich zeitlich spät dran war, habe ich mich durch das Hauptportal in das Schulhaus eingeschlichen. Als dies wieder einmal der Fall war, wurde ich von unserem Klassenlehrer mit den Worten empfangen: „Ha Mädele, habe ich Dich jetzt erwischt?“ Zur Strafe mußte ich 50 Mal schreiben: „Ich darf die Schule nicht durch das Hauptportal betreten“. Das war eine Strafe, denn mit dem Schreiben hatte ich nicht viel am Hut. Lieber wäre ich mit dem Nachbarsmädel, deren Eltern einen großen Hof hatten, in den Ökonomiegebäuden auf die Suche nach Hühnernestern gegangen, was aus heutiger Sicht gar nicht ungefährlich war.

Als junge Frau und Mutter zog ich oft Vergleiche zu meiner Jugend und der meines Kindes, Deiner Mama, Fazit: Dadurch daß ich in der Volksschule nicht gefordert wurde, hatte ich viel Freizeit, während bei Deiner Mama durch den Besuch des Gymnasiums das Erlernte und das Wissen der Preis der eingeschränkten Freiheit war. Hier muß ich jedoch hinzufügen, für uns Kinder auf dem Dorf, waren der Freizeit, vor allem

im Sommer, d.h. in der Heu-, Getreide-, Tabak- und Kartoffelernte, Grenzen gesetzt. Die Kinder wurden hier im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu leichten Arbeiten herangezogen. In Erinnerung ist mir auch ein Tag, als ich, 12 Jahre alt, mit meinem Vater zum Kartoffelhacken auf dem Acker stand. Während der Arbeit machte Vater mit mir „Bruchrechnen“. Ich mußte denken und zugleich auf die Kartoffelpflanzen aufpassen. Ich weiß nicht, wie viele Keimlinge ich umgehackt habe. Vater durfte dies nicht mitbekommen, sonst hätte es Schelte gegeben. In der damaligen Zeit wurden noch ca. 80 Prozent der Feldarbeit mit der Hand bewältigt

Die politische Entwicklung konnten wir junge Menschen in den 38/39-Jahren noch nicht voll erfassen. In dieser Zeit wurde der „Westwall“, die Westgrenze Großdeutschlands erstellt. Überall schossen Bunker aus dem Boden. Aus ganz Deutschland, vor allem aus Thüringen und Sachsen, wurden Menschen hierzu eingesetzt. Das Militär zog hier in größerem Stiel ins Manöver. Es war im Grenzland etwas in Bewegung geraten, was auch der schönste Manöverball, der jedes Mal die militärischen Übungen abschloß, nicht vertuschen konnte.

Westlich des Rheins hat Frankreich seine Grenze mit der so genannten Maginotlinie befestigt. Ältere kritische Zeitgeister, vor allem Anti-Nationalisten befürchteten das Heraufbeschwören eines bewaffneten Konfliktes. Wie gesagt, für uns junge Menschen war die Konfirmation mit all ihrem Drum und Dran der Mittelpunkt unseres Denkens. Was wir nicht ahnen konnten: Dies ward die letzte Konfirmation vor dem verheerenden Zweiten Weltkrieg.

Endlich war es so weit. Der Tag meiner Konfirmation kam immer näher. Was war das für eine Aufregung! Die Schneiderin kam ins Haus. Ein schwarzes Konfirmandenkleid und für Ostern ein Sonntagskleid, Absatzschuhe, eine Uhr, ein Halskettchen, alles Dinge, die man bislang nicht kannte. Man fühlte sich vom diesem Tag an erwachsen. Den Jungen erging es genauso. Dunkelblauer Anzug, weißes Hemd mit Fliege und das übrige Zubehör wie bei uns Mädchen.

Am Samstagabend läuteten wir Konfirmanden unsere Konfirmation ein. Damals wurde noch von Hand geläutet. Im Eingang zur Kirche hingen die Seile vom Glockenturm herunter. Das machte Spaß, wenn die Glocken beim Schwingen uns hochzogen. Der Konfirmationsgottesdienst ist mir noch in bester Erinnerung. Ich war so aufgeregt, daß mir die Knie schlotterten. Das Gesangbuch sehe ich noch auf meinem Schoß im Takt mithüpfen. Mein Bruder hatte sich für mich ein schönes Geschenk ausgesucht, von dem nur meine Eltern und Pfarrer Batz Kenntnis hatten. Mit noch drei Bläsern von der Stadtkapelle Offenburg, in welcher mein Bruder als erster Trompeter mitwirkte, bereicherte er den Festgottesdienst. Mein Konfirmandenspruch lautete: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, dazu Du auch berufen bist“.

Am Tag der Konfirmation nachmittags trafen sich die Konfirmanden zu einem Spaziergang, gefolgt von einer Kinderschar, denn da gab es von den Konfirmanden Bonbons. Ich durfte nur meine Tüte Bonbons loswerden, danach mußte ich wieder nach Hause. Mein Onkel aus Gutach, der Lehrer war, machte mir klar, daß man meinetwegen gekommen sei und das „Emmale" müsse das verstehen.

Am Palmsonntag versammelten wir uns alle noch einmal in den schwarzen Kleidern zum ersten .Abendmahl. An Karfreitag machten alle Konfirmanden traditionsgemäß einen Spaziergang in den Gottswald. Von den Tagen vor der Konfirmation möchte ich noch einiges erzählen. Es ist hier bis zum heutigen Tage Sitte, daß die Konfirmanden einen Kranz aus Buchs und Tannenzweigen binden, der mit weißen Rosen geziert ist und an der Kirchentür angebracht wurde. Da wir einen Gärtnersohn als Schulkameraden hatten, wollten wir die Kirche besonders schön schmücken und haben einen Kranz von Empore zu Empore gespannt. Die Kirche selbst haben wir Konfirmanden gemeinsam gereinigt. Das Putzwasser wurde im Pfarrhaus heiß gemacht. Während wir putzten, spielte unser Schulkamerad Günther, der Sohn vom Pfarrer, auf der Orgel Marschmusik. Natürlich behielt einer das Pfarrhaus im Auge, damit Pfarrer Batz keinen Schock erleidet.

Zum Schluß ging es auf den Kirchturm an die so genannten Lädchen, was nicht ganz ungefährlich war, da man zum Schluß auf Leitern nachklettern musste. Der herrliche Ausblick belohnte die Anstrengung. Es war eine schöne Zeit. Die Geschenke waren viel bescheidener im Verhältnis zu heute, aber für uns damals nicht von geringerem Wert. Die Schulentlassung und die Konfirmation waren der Abschluß der Kindheit. Die Jungens gingen ins Berufsleben. Zwei Schulkameraden besuchten das Gymnasium. Meine Schulfreundin Else ging in die Handelsschule. Ich sollte nach dem Willen meines Vaters Schneiderin werden. Von meinen Schulkameradinnen war ich die einzige, die eine Lehre absolvierte.

Zuvor mußte jedoch vor der Lehre das Land- bzw. Pflichtjahr abgeleistet werden. Dies war staatlich verankert. Ohne abgeleistetes Pflichtjahr durfte man keine Lehre beginnen. Ich ging nach Eckartsweier auf einen Bauernhof. Für sieben Reichsmark im Monat war man eine billige Arbeitskraft, was auch weidlich ausgenützt wurde.

Schon in den ersten Sommermonaten spitzte sich die politische Lage zu. Auf unseren Straßen wurden für den Ernstfall Straßensperren errichtet. Da wir Grenzland sind, waren wir in Angst und Sorge. Schon 1938 beim Treffen in München, Hitler, Daladier, Chamberlain und Mussolini, wurde die Gefahr einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den Westmächten, die den Machtansprüchen des Hitlerregimes nicht mehr tatenlos zusehen wollten, gerade noch einmal gebannt. Hitler in seinem Wahn, ein „Großdeutsches Reich" zu schaffen, fiel dann zehn Monate später unter falschem Vorwand mit der „Wehrmacht" in Polen ein. Das Land, auf einen Krieg nicht vorbereitet, kapitulierte nach nur 18 Tagen.

Über Nacht wurden wir in Willstätt, 6 km von der französischen Grenze entfernt, Frontgebiet, denn Frankreich war nun aufgrund von Bündnissen unser Feind. Die Stadt Kehl wurde evakuiert. Wir Willstätter wurden aufgefordert, uns bereitzuhalten. Ich weiß noch, wie wir das Wichtigste in Kopfkissenbezügen zusammengepackt haben und auf dem Fahrrad befestigten. Mein Großvater, 80 Jahre alt, wurde mit noch anderen älteren Mitbürgern nach Hechingen (Württemberg) evakuiert. Man kann sagen, das Flüchtlingselend des Zweiten Weltkrieges nahm hier seinen Weg. Die Menschen, die hier alles zurücklassen mußten, wurden im eigenen Land zum Teil als „Westwallpack“ bezeichnet.

Wir in Willstätt durften dann doch bleiben, da die Front ruhig blieb. Es begann eine schlimme Zeit. Junge Männer, Familienväter, zum Teil auch ältere Männer, wurden eingezogen (mußten zum Militär). Mädchen und Frauen mußten in der Rüstungsindustrie die entstandenen Lücken schließen. In der Reichsbahn und Straßenbahn gab es fast nur noch weibliche Schaffner. Das ganze Rheinland war zur Verteidigung des Westwalls mit Truppen besetzt. Das gesellschaftliche Leben, ohnehin von der „Nazi-Diktatur“ beeinflusst, wurde hiervon ebenfalls berührt. Es wurde sofort Tanzverbot erteilt. Städte und Dörfer lagen nachts im Dunkeln, aus Angst vor Luftangriffen feindlicher Flugzeuge.

Ich war glücklich, daß mein Vater aus Altersgründen - 49 Jahre -, nicht mehr eingezogen wurde, d.h. „uk“ gestellt wurde, (unabkömmlich). Im Sommer 1940 kam dann der deutsche Angriff auf Frankreich. Das war für uns hier noch eine kritische Zeit. Zum Glück erfolgte für uns der Angriff über die Benelux-Länder und die Maginotlinie wurde von hinten d.h. von französischer Seite überrollt. Somit war die Gefahr, daß wir Kampfgebiet wurden, beseitigt. Nach etwa sechs Wochen kapitulierte Frankreich. Das ganze Elsaß, das nach dem Ersten Weltkrieg französisch geworden war, kam nun wieder zu Deutschland.

Inzwischen hatte ich in Offenburg am 1. April 1940 meine Lehre als Damenschneiderin begonnen. Da wir im Kriegsaustand lebten, fuhr nur einmal am Tag ein Bus nach Offenburg, so daß ich täglich bei Wind und Wetter meine 25 km mit dem Fahrrad unterwegs war. Im Winter konnte ich mit dem Zug fahren. Bis zur Bahnstation Legelshurst waren es etwa 2,5 km. Um 6.18 Uhr ging bereits mein Zug. Meine Oma und der Zug sind oft zur gleichen Zeit eingefahren, abends gegen 7 Uhr kam ich erst wieder nach Hause. Später als die Luftangriffe der Amerikaner und Engländer begannen, wurde es oft 22 Uhr abends, bis ich heimkam, denn bei Fliegeralarm ging nichts mehr.

Der ganze Lebensbereich war vom Krieg geprägt. Lebensmittel- und Bezugskarten für Kleidung, Briketts, Kohlen und andere wichtige Dinge, bestimmten in der Heimat den Alltag. Da meine Eltern ein wenig Landwirtschaft betrieben, waren wir so genannte Selbstversorger, d.h. für Fleisch, Milch, Butter, Eier, Käse und Brot bekamen wir keine Lebensmittelkarten. Seit dieser Zeit kann ich keinen Käse und Butter aus Ziegenmilch mehr riechen, und doch ging es uns damals besser als denen, die nur Lebensmittelkarten erhielten. Zu jener Zeit hatten wir auch viele Kaninchen, was zur Bereicherung des Mittagstisches beitrug.

Meine Berufsausbildung machte mir Spaß. Zu Hause habe ich mich nützlich gemacht, wo es gerade nötig war. Meine Mutter war eine Seele von Mensch, aber die Arbeit im Haus lag ihr nicht. Ich wiederum kam oft zu meiner Tante Bärbel, der Ehefrau vom Bruder meines Vaters. Tante Bärbel legte großen Wert auf eine gepflegte Wohnung, und dies machte auf mich einen gehörigen Bindruck. Schon als Kind wollte auch ich immer so nett angezogen sein wie meine Kusine Else, deren Tochter.

Meine Mutter legte auf all dies keinen großen Wert. Am liebsten ging sie aufs Feld oder in den Garten. Dies hatte zur Folge, daß ich mich schon sehr früh im Haus nützlich machte, was natürlich oft zu Spannungen zwischen Mutter und mir führte. Im Stillen war sie jedoch stolz auf ihr Mädchel und erst recht Vater. Vater war sehr penibel und stand meiner Entwicklung positiv gegenüber. Eines muß ich noch sagen, vor Vater hatte ich großen Respekt. Er war ein sehr belesener Mann mit einem stark ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Was Vater sagte, war für mich ein Gebot, während sich bei meiner Mutter mehr Spielraum auftrat. Trotzdem war Vater in meinem Leben der Dominierende. Erst später beim plötzlichen Tod meiner Mutter wurde mir das stille, gütige Wirken meiner Mutter in der Familie bewusst.

Im April 1943 legte ich mit gutem Erfolg meine Gesellenprüfung im Damenschneider-Handwerk ab. In der Gewerbeschule in Offenburg erhielt ich für gute Leistungen den Klassenpreis, ein Buch: „Die 13 Bücher der deutschen Seele“, das noch heute im Wohnzimmerschrank steht. Nach der Lehre habe ich dann weiter in meinem Lehrbetrieb als Gesellin gearbeitet. Den Weg nach Offenburg legte ich weiterhin mit meinem Fahrrad, welches ich mit 10 Jahren von meinem Großvater geschenkt erhielt, zurück. Neue Fahrräder gab es nicht mehr; man war schon froh über einen neuen Fahrradschlauch- bzw. Decke, die man auf dem Schwarzmarkt ergattern konnte.

Mein imprägnierter Regenmantel war über den Knien ganz abgewetzt. Da es schier unmöglich war, einen neuen zu erwerben, habe ich ihn so angezogen, daß das Rückteil vorne war. Ich erinnere mich noch, wie ein Mädchen in Griesheim, als ich dort durch die Hauptstraße fuhr, mir nachrief: „Jetzt kommt wieder die, die den Mantel falsch herum trägt!“ Zum Glück war auf den Straßen kein starker Verkehr, so daß man mit aufgespanntem Regenschirm fahren konnte. Ein Tag, an dem es durchweg in Strömen goß, ist mir noch in Erinnerung. Ich hatte einen Schulkameraden, der „Schamber Schorschl“. Er fuhr mit einem Dreirad-Lieferwagen Sprudel aus. Wenn er in der Höhe von Offenburg war, nahm er mich samt Fahrrad mit. Sehnhchst wünschte ich mir den ganzen Tag, daß der „Schorschl“ außerhalb von Offenburg stehen möge. Heute noch, nach so langer Zeit, ist mir mein Glücksempfinden gegenwärtig: „Er war da“!

Das Leben hier an der Grenze hatte sich wieder normalisiert. Das Elsaß, jetzt wieder deutsch, hatte zur Folge, daß sich die Grenze zu Frankreich, welches ja nun von deutschen Truppen besetzt war, etwa 60 km nach Westen verlagerte. Sonntags gingen meine Freundin Else und ich dann oft nach Straßburg ins Theater. Straßburg, eine Großstadt, hatte für uns eine große Anziehungskraft. Das Schönste aber war, dass wir da reden konnten wie bei uns daheim im Dorf, im Dialekt.

Im Lauf des Winters 1940/41 begann der Balkankrieg. Im Februar 1941 kämpften deutsche Soldaten an der Seite der Italiener in Nordafrika. Der Luftkrieg gegen England, der U-Bootkrieg - all dies konnte Hitler nicht davon abhalten, im Juni 1941 mit Rußland den Krieg zu beginnen. Dies trotz eines Nichtangriffspakts mit Stalin. Ich höre noch, wie mein Vater mit den Worten: „Das ist das Ende für uns“, diese Nachricht kommentierte. Hitler, an Blitzkriege gewöhnt, hatte nicht mit dem russischen Winter gerechnet. Kurz vor der Hauptstadt Moskau brach ein Jahrhundert-Winter herein, der die gesamte Front kurz vor Moskau ins Wanken brachte. Unvorstellbares Leid brach über ganz Westeuropa herein, von Griechenland bis Finnland, von Westrußland bis an den Atlantik.

In der Heimat, abgeschnitten von der übrigen Welt, machte sich der Mangel an Alltäglichem, sowie an notwendigem für die Kriegsführung breit. Die Fronten gerieten ins Schwanken und mußten zurückgenommen werden» Überall konnte man lesen: „Räder müssen rollen für den Sieg, kaufen kannst du nach dem Krieg“.

Inzwischen war ich 17 Jahre alt geworden. Meine Schulkameraden mußten zur Musterung, d.h., sie wurden auf Wehrtauglichkeit geprüft. Wir Mädchen und Jungen des Jahrgangs 1924/25 haben einen von Pferden gezogenen Leiterwagen mit Grün, Blumen und bunten Bändern geschmückt. Auf diesem Wagen fuhren dann die Jungens zur Musterung nach Kehl. Die Jungens trugen Hüte mit langen bunten Bändern. Eine Ziehharmonika durfte nicht fehlen; denn es war damals eine Ehre, dem Vaterland zu dienen. Ich sehe noch den Spruch über dem geschmückten Wagen: „Willstät am Kinzigstrand stellt 13 Mann fürs Vaterland“.

Welch bitteres Erwachen! Fünf dieser Schulkameraden sind dann noch nicht mal 20-jährig gefallen. Auch wir Mädchen wurden zum RAD (Reichsarbeitsdienst) eingezogen. Ich hatte Glück, daß ich bei meiner Einberufung noch in der Lehre war. Diese Mädchen wurden später vom RAD entlassen, zu Wehrmachtshelferinnen ausgebildet oder in die Rüstungsindustrie gesteckt. Während es das Recht der Jugend ist herumzutollen, fanden wir uns zu Trauerfeiern für unsere Schulkameraden und andere gefallenen Willstätter Soldaten ein. Der erste Schulkamerad fiel mit 17 Jahren in Stalino in Rußland als Kriegsfreiwilliger, der letzte, 20 Jahre alt, kurz vor Kriegsende im Februar 1945.

Es war im Herbst 1942, als des Nachts gegen 23 Uhr englische Kampfflugzeuge über unserem Dorf Brandbomben warfen. Zum Glück fiel der größte Teil der Bomben im Bereich der Kinzig und der angrenzenden Wiesen. Trotzdem gingen sieben Häuser in Flammen auf. Mein Vater hatte zufällig Dienst im Elektrizitätswerk. Meine Mutter und ich wurden durch den Ruf unserer Nachbarin Liesel Fuhri geweckt. „Steht auf es brennt, die Engländer werfen Brandbomben“. Ich hatte damals noch so einen festen Schlaf, daß ich nicht einmal das Stürmen wahrnahm (Läuten der Kirchenglocken).

In dieser Jahreszeit hatte man sich abends zum Tabakeinfädeln getroffen. Mit einem Schemel und einer Tabaknadel half man den Bauern. An diesen Abenden wurde dann das ganze Dorfgeschehen noch einmal durchgesprochen und nebenbei auch gesungen. Die Jungens habe durch die Ritzen der Scheunentore die Mädchen geneckt, d.h. Heimlichkeiten ausgeplaudert. Diese Zusammenkünfte machten viel Spaß. Zum Schluß, so gegen 24 Uhr, gab es ein gutes Marmeladenbrot und ein Gläschen selbstgebrannten Schnaps. Da man die Scheunen und Tabakschuppen nicht hundertprozentig abdunkeln konnte, waren die englischen Piloten der Meinung, daß hier Industrie angesiedelt sei. Zum Glück gab es bei diesen Kampfhandlungen keine Tote und Verletzte.

Klangen einem noch die Sondermeldungen mit ihren kraftstrotzenden Texten, so für Afrika: „Heiß über Afrikaboden die Sonne glüht, unsere Panzermotoren singen ihr Lied“. Beim Frankreichfeldzug tönte es bei jeder Sondermeldung aus den Radios „Über die Maas, über Scheide und Rhein, marschieren wir siegreich nach Frankreich hinein“. Bei den Luftangriffen auf England hieß es: „Denn wir fahren gegen England“. Beim Rußlandfeldzug gab es nur eine Erkennungsmelodie für die Sondermeldung der Wehrmacht aufmerksam. Ab Dezember 1942 begann bereits der Rückzug aus Rußland. Die Soldaten waren auf eine so eisige Kälte nicht vorbereitet und mußten aufgeben. Die blutige Schlacht um Stalingrad führte die Wende herbei. In der Heimat begann die Bombardierung der Städte und Fabrikationsanlagen. Die Fronten von Süd bis Ost wurden zurückgenommen. Durch die Landung der Amerikaner und Engländer in Frankreich wurden auch wir hier wieder in den Kriegsverlauf einbezogen. I

Im Herbst 1944 verpflichtete man uns zum so genannten Schanzen, d.h. wir mußten mit den in Willstätt einquartierten Soldaten, etwa sechs km vom Rhein entfernt, Schützengräben erstellen. In dieser Zeit befand sich in Willstätt eine Luftwaffen-Transportkolonne, welcher Dein Opa als 19-jähriger angehörte. Bei diesem Schanzen habe ich Deinen Opa, meinen Ehemann, kennen gelernt. Diese Transportkolonne war auf dem Rückzug aus Frankreich. Morgens war Treffpunkt am Rathaus. Mit Militärfahrzeugen wurden wir dann zu den Arbeitsplätzen ins Gelände gefahren. Dein Opa und ich waren zusammen eingeteilt zum Abheben des Rasens, welcher später wieder auf den aufgeworfenen Hügeln zur Tarnung gebraucht wurde.

Mittags gab es aus der Feldküche einen Eintopf. Es ist mehr als einmal geschehen, daß wir uns in die Schützengräben legen mußten, weil feindliche Aufklärer (Flugzeuge) am Himmel auftauchten. Natürlich waren wir nicht nur mit ernststen Mienen bei der Sache. Die jungen Leute haben sich zusammengetan und waren trotz der ernststen Lage zu manchem Unfug aufgelegt. Die Einheit, der Dein Opa angehörte, war nahezu drei Monate in Willstätt. In dieser Zeit entwickelte sich zwischen uns beiden eine Freundschaft. Die Eltern einer Schulkameradin von mir hatten eine Gastwirtschaft, und dort trafen wir uns dann. Monatlich wurde im Adlersaal des Gasthauses „Adler“ ein Film gezeigt. In die Stadt ging man nach Möglichkeit nicht mehr aus Angst vor Fliegeralarm.

Nachts wurde man auch vom Sirenengeheul und dem monotonen Dröhnen der feindlichen Pulks über uns mit ihrer Tod und Verderben bringenden Bombenlast an Bord um den Schlaf gebracht.

An meinem 20. Geburtstag schenkte mir Dein Opa ein Buch: „Kriegssafari“, Erlebnisse und Eindrücke aus Afrika, nicht ahnend, daß ihn das Schicksal als Fremdenlegionär. in dieses Land verschlagen würde. Inzwischen konnten wir das Herannahen der Westfront hören. Bei einem Spaziergang, wie ich mich erinnere, sprach Dein Opa die große Sorge um seine Heimat und seine Angehörigen aus. Die Russen, die im Krieg viel Leid und Vernichtung hinnehmen mußten, schlugen nun mit unvorstellbarer Härte zurück, wobei sie keinen Unterschied zwischen Soldaten und Zivilbevölkerung machten.

Mitte November 1944 wurde die Einheit aus Willstätt abgezogen. Von da an überstürzten sich die Ereignisse. Ich glaube, es war der 21. November 1944, als der Befehl kam, Straßburg und Kehl zu räumen. Mein Vater hat mich auf meiner Arbeitsstelle in Offenburg angerufen, ich solle sofort nach Hause kommen. Schon außerhalb Offenburgs kamen mir die Flüchtlinge mit Fahrrädern, Handwagen und zu Fuß entgegen. Dazwischen Militärkolonnen, welche auf dem Rückzug waren. Alles bewegte sich in Richtung Schwarzwald, während ich mit meinem Fahrrad in entgegengesetzter Richtung fuhr.

Wir Willstätter brauchten unser Dorf nicht zu verlassen. Nun wurden die provisorisch aufgebauten Rheinbrücken Kehl-Straßburg ein zweites Mal gesprengt. Meine Eltern ließen mich nicht mehr zur Arbeit fahren. Ich habe dann zu Hause für meine Chefin gearbeitet. Ende November 1944 wurde Offenburg mit Bomben belegt. Der Angriff galt vor allem den Gleisanlagen der Reichsbahn. Der Bombenteppich reichte von Offenburg bis Appenweier. Ich war froh, daheim zu sein, denn unsere Chefin ging bei Fliegeralarm nie in den Luftschutzkeller. „Die fliegen am Rhein entlang“, erklärte sie, obwohl wir die Bomberpulks hören und sehen konnten. Wenn wir dann einmal in den gegenüberliegenden Luftschutzkeller des Arbeitsamtes kamen, hieß es: „Jetzt wird's gefährlich, die Schneider-Werkstatt kommt“.

Der Hof des Arbeitsamtes war von unserem Arbeitszimmer gut einsehbar. Jahrelang trafen hier Kolonnen von Polen und Russen ein, die zur Zwangsarbeit in der Rüstung und Landwirtschaft eingesetzt wurden. Ich sehe noch die Angst der Menschen in ihren Augen geschrieben, wenn sie auseinander gerissen wurden.

Mein Bruder, der mit einer Panzereinheit in Griechenland stationiert war, wurde im Herbst 1944 an die Ostfront verlegt. Seine Ehefrau ging mit ihren drei Kindern in ihre Heimat nach Bayern. Aus Berlin, wo eine Schwester und ein Bruder meines Vaters mit Familie wohnte, kamen auch keine gute Nachrichten. Ab Dezember 1944 wurde Willstätt öfteren durch Störfeuer der französischen Artillerie heimgesucht. Bis Kriegsende haben wir alle im Luftschutzkeller geschlafen. Es gab Tage und Nächte, da schlug alle 20 Minuten eine Artilleriegranate in unmittelbarer Nähe ein. Die Fenster haben wir schon gar nicht mehr

geschlossen, nur noch die Fensterläden. Es gab kein Glas mehr, da durch die Detonationen die Fensterscheiben in die Brüche gingen.

Die letzte Kriegsweihnacht habe ich nicht mehr so in Erinnerung. Spätestens zu diesem Zeitpunkt wußte jeder, daß der Krieg für uns verloren war. Eine Stadt nach der anderen fiel dem Bombenterror zum Opfer. Das was die Hitlerregierung gegen England begonnen, fiel nun im wahrsten Sinne des Wortes um ein Vielfaches auf uns zurück. In Ostpreußen war die russische Armee eingebrochen. In Italien mußten die deutschen Truppen zurückweichen - also ein Rückzug auf der ganzen Linie. Die Rüstungsindustrie brach langsam zusammen. Die Toten an den Fronten und in der Heimat mehrten sich. Von Weihnachten 1944 bis Kriegsende haben wir nur noch im Luftschutzkeller geschlafen. Das Störfeuer der französischen Artillerie nahm zu. Da mitten im Dorf eine wichtige Straßenkreuzung liegt und wir daselbst wohnen, waren wir immer gefährdet.

An Sylvester 1944 abends gegen 22 Uhr, Vater war im Elektrizitätswerk, Mutter und ich im Luftschutzkeller, ging ein Volltreffer auf unser Haus nieder. Über dem Wohnhaus ragten nur noch die so genannten Dachsparren in die kalte mondhelle Nacht. Dieser Anblick ist mir heute noch gegenwärtig. Am anderen Morgen sah man erst das ganze Ausmaß der Zerstörung. Der ganze Kamin nebst den Dachziegeln lag im Hof. Dadurch, dass es gefroren hatte, hatte der Luftdruck die Dachziegeln gelüftet. Vater war außer sich, als ein Handwerker zu ihm sagte: „Das hat keinen Wert, wenn wir hier etwas machen; denn morgen oder übermorgen ist das wieder genau so.“

Umgehend nahm Vater zu einer Wehrmachtseinheit, die in Willstätt stationiert war, Kontakt auf. Man kam uns entgegen und stellte uns Dachpappe zur Verfügung. Nun wurde das ganze Dach auf dem Wohnhaus .mit Dachpappebahnen provisorisch gedeckt und der Kamin notdürftig wieder aufgebaut. Wir konnten ja in der Kälte kein Feuer anzünden. Oben im Flur, auch in den beiden Zimmern waren große Flächen der Gipsdecke herabgebrochen. Ich erinnere mich noch, daß ich beim Aufräumen vor lauter Kälte geweint habe. Im Laufe der Zeit schlugen mehrmals Granatsplitter von in der Nähe niedergegangenen Granaten bei uns ein. Auf dem Speicher hatten wir Wannen und Eimer aufgestellt, da die Dachpappe zum Teil durchlöchert war. Der erste Gang morgens war immer in den Stall, ob die Tiere noch unverletzt Waren.

Um die Wahrheit über die wirkliche Lage zu erfahren, versuchte man Radio London zu empfangen, obwohl dies bei hoher Strafandrohung verboten war. Das gesellschaftliche Leben war völlig zum Erliegen gekommen. Bei mir zu Hause oder meiner Freundin Else, welche Klavier spielte, haben wir uns oft getroffen. Da saß man zusammen, machte Spiele, Handarbeit oder man flachste. Wenn sich Else an das Klavier setzte, sangen wir aus vollem Herzen mit. Es war dies wohl ein Widerspruch zu dem, was um uns geschah, aber die Jugend brach sich hier ihre Bahn. Das Klavier steht noch heute bei uns, und wenn Du, lieber Jens, Klavier spielst, denke ich an meine Jugend zurück.

Es war Anfang März 1945, als meine Mutter mir die Nachricht vom Tod eines lieben Schulkameraden überbrachte. Ich habe in der Zeit zwei Konfirmandinnen die Kleider zur Konfirmation genäht, nichts ahnend, daß dieser Judika-Sonntag, 18. März 1945, ein Tag sein wird, an dem das Schicksal mit gnadenloser Härte meine Familie treffen würde. In dieser Zeit erhielt ich noch drei Mal Poet von Deinem Opa, dem Gefreiten Fritz Schröder. Er war im Februar 1945 in der „Rundstedt-Offensive“ in Belgien und Luxemburg eingesetzt, beim letzten Versuch des Wehrkommandos, die westlichen Alliierten zurückzuschlagen. In dieser Zeit Januar/ Februar '45 brach auch die Front in Ostpreußen, die Heimat Deines Opas, zusammen. Unsägliches Elend traf die Menschen, welche in riesigen Flüchtlingskolonnen bei eisiger Kälte versuchten, vor den russischen Truppen zu fliehen.

Am 18. März 1945 war Judica-Sonntag. Ich ging an diesem Konfirmationstag zur Kirche. Es war bis dahin noch nie vorgekommen, daß wir am Sonntagmorgen unter Beschuß genommen wurden. An dem Sonntag gab es bei uns als Mittagessen Spätzle mit Sauerbraten. In der Woche zuvor gab es Freibankfleisch. Beim Artilleriebeschuß wurden im Stierstall zwei Bullen getroffen, deren Fleisch dann unter die Bevölkerung verkauft wurde.

Im Kindergarten waren einige Soldaten untergebracht, denen Mutter ebenfalls dieses Essen zukommen ließ. Es waren Soldaten einer Strafkompagnie, die man sehr kurz gehalten hat. Da es ein herrlicher Tag war, ging ich zu meiner Freundin Else. Ich höre noch meine Mutter das Lied singen: „Tief drin im Böhmerwald“. Sonntags hörte man im Radio immer das Volkskonzert, und da hat sie gerne mitgesungen. Meine Freundin Else, Rappenwirts Mariele und ich waren gerade bei einem Spaziergang auf dem Friedhof, als das Artilleriefeuer wieder einsetzte. Hatten die französischen Artilleristen bis dahin etwa alle 20 Minuten eine Granate abgefeuert, so schossen sie an dem Tag Salven, d.h. vier Schuß auf einmal.

Es war gegen 16.30 Uhr, als die ersten Granaten fielen. Wir rannten, so schnell wir konnten, zum Friedhofausgang. Ein Mann hatte uns gesehen und holte uns in sein Haus. Kaum waren wir in dem kleinen Keller, krachte es um uns herum. Da ich um die Gefahr bei uns daheim wußte, sagte ich: „Wenn nur meiner Mutter nichts passiert, denn sie ist allein im Haus“. Nach einer halben Stunde gegen 17Uhr hörte der Beschuß auf. Langsam verließen wir unseren Unterschlupf.

Als wir zur Hauptstraße (Gasthaus Engel) kamen, rief man mir zu: „Emma, geh nach Hause, mit Deiner Mutter soll was sein!“ Diese Worte werde ich nie vergessen. Ich rannte nach Hause, und wenn ich unterwegs fragte, was mit meiner Mutter sei, schaute man mich nur an. Als ich bei Fuhris zu uns einbog, rief man mich von dem Haus, in dem der Luftschutzkeller war, jetzt Löffler, an. Da sah ich Vater, der schon vor mir eingetroffen war, verzweifelt im Hof auf und abgehen. Im Hausgang hielten zwei Nachbarn meine tödlich getroffene Mutter. Ich habe sie noch angesprochen, aber sie konnte nicht mehr antworten. Man hatte sie in einer Decke dahin gebracht. Sie wollte wohl nach dem ersten Schuß in den Luftschutzkeller, und da explodierte am Nachbarhaus gleich wieder eine Granate. Die ganze Split-

terwirkung ging in Richtung unseres Hauses. Ein Granatsplitter durchschlug die Haustür, hinter der meine Mutter stand. Der Splitter drang in die Leber und durchschlug die Pfortader, was in weniger als 30 Minuten durch Verbluten zum Tod führte.

Schwester Luise vom Kindergarten erzählte mir, daß sie Mutter jammern hörte und dann Hilfe geholt hat. Zu Schwester Luise sagte sie noch „Ich bin schwer verletzt, ich muß sterben“. Lieber Jens, es fällt mir schwer, diesen Lebensabschnitt zu beschreiben, denn vor meinem geistigen Auge läuft ein Film ab, den ich nie vergessen werde. Mutter starb im Alter von 47 Jahren. Etwa 50 Meter von dem Haus, in dem wir Mädchen Unterschlupf gefunden hatten, wurde an diesem Tag ebenfalls ein Mann tödlich verletzt. Abends, als meine Mutter in meinem jetzigen Arbeitszimmer aufgebahrt lag, kamen die Soldaten, denen sie am Mittag noch das Essen brachte, um von ihr Abschied zu nehmen.

Da es nicht ratsam war, Tote im Freundes- und Bekanntenkreis zu der üblichen Bestattungszeit zu beerdigen, wurde sie am Morgen, ich glaube gegen 7.30 Uhr beigesetzt, ebenso der am selben Tag tödlich getroffene Willstätter Mitbürger. Nur die engsten Angehörigen begleiteten meine Mutter zur letzten Ruhestätte. In der Zeit gab es in Willstätt noch keine Leichenhalle, so daß die Toten bis zur Beerdigung daheim aufgebahrt blieben. Mein Bruder Karl konnte nicht zur Beerdigung kommen. Er hat jedoch die Nachricht von Mutters Tod noch erhalten, während seine Frau, mit ihren Kindern nach Bayern in ihre Heimat geflüchtet, die Nachricht nicht erhielt. Für mich, um es mit Mutters Worten auszudrücken, fiel ein tiefer Schnee. Ich, die bis dahin hauptsächlich in meinem Beruf tätig war, mußte nun notgedrungen dem ganzen Haushalt vorstehen. Kochen, Putzen, Waschen, die Tiere versorgen und die Garten- und Feldarbeit warteten auch auf mich. Vater hat mich natürlich, so gut es ging, unterstützt. Hier kam mir nun das Landjahr vor der Lehre zu Gute.

Das Nähen wollte ich noch nicht ganz aufgeben, so daß ich von morgens bis zum ins Bett gehen beschäftigt war. Dieses Gefordertsein sein hat mir über die schwere Zeit hinweggeholfen. Die Angst hatte sich breit gemacht. Man sehnte sich das Ende des Krieges herbei, egal wie. Der tägliche Beschuß ließ uns Schlimmes befürchten. Ich erinnere mich an einen Tag Ende März, da hörten wir schon morgens, daß Nachbarorte unter Beschuß lagen. Vater hatte an dem Tag eine Vorahnung. Beim Mittagessen machte er die Bemerkung; „Ich traue der Sache nicht, wir gehen aufs Feld, Disteln stechen, heute Mittag sind wir dran“!

Wie recht er hatte. Wir waren noch nicht lange auf dem Feld, da ging's schon los. Hinter Rübenmieten haben wir uns hingelegt. Wir konnten beobachten, wie oben am Kirchturm in Willstätt eine Granate einschlug. Als sich der Pulverdampf verzogen hatte, war kein Wetterhahn mehr vorhanden. Nach dem Beschuß fuhren wir sofort nach Hause. Gott sei Dank war auf unserem Anwesen nichts passiert! Diesmal hatte es unter anderem das Feuerwehrhaus neben dem Rathaus erwischt. Ich mußte auch mit Besen und Schaufel antreten. Zum Glück hatte die Motorspritze nichts abbekommen. Vater hat dann als

Feuerwehrkommandant veranlaßt, daß die Motorspritze und die anderen Feuerwehrgeräte im Elektrizitätswerk untergebracht wurden.

Tagsüber, wenn Vater zur Arbeit war, ließ er mich nicht mehr alleine zu Hause. Ich war dann meistens bei Tante Bärbel und meiner Kusine Else. Sie haben mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden, aber auch die Nachbarn waren für mich da, wenn ich irgendwelche Probleme hatte. Schwierigkeiten bereitete mir das Melken der Ziegen. Die hüpfen mit mir im Stall herum, und mehr als einmal ging alles mühselig Gemolkene verschüttet. Viel Freude bereiteten mir die sechs jungen Zieglein, wenn sie sich beim Füttern um die volle Milchschüssel scharten. Als es später ans Schlachten ging, tat mir das Herz weh. Ich mußte noch lernen, mich mit dieser Problematik auseinanderzusetzen.

Es war ungefähr acht Tage vor Kriegsende. Ich war bei Tante Bärbel, da meine Kusine mir beim Nähen der Trauerkleidung half, als wir wieder unter Artilleriebeschuß gerieten. Auf einmal hörten wir Stimmen: „In Pfozers brennts!“ Ich raus aus dem Keller und aufs Fahrrad. Als ich auf der Hauptstraße erfuhr, daß es bei Johann Pfozter und nicht beim Geoxg Pfozter, welcher direkt mit seinem Ökonomiegebäude an uns grenzt, brannte, bin ich gleich wieder umgekehrt. Die Feuerwehr war rasch zur Stelle und konnte den Brand bald unter Kontrolle bringen. Ich hatte viel Angst um meinen Vater, denn er war mit Leib und Seele Feuerwehrkommandant.

Hach der Überquerung des Rheins bei Remagen setzten die Alliierten Truppen den Vormarsch ins innere Deutschland fort. Wie ehemals die deutschen Truppen die Maginotlinie von hinten aufrollten, so taten dies jetzt die Alliierten mit dem Westwall am Oberrhein. Von Heidelberg kommend, wurde die Wehrkraft des Westwalls ausgeschaltet. Am Tag bevor Willstätt besetzt wurde, lagen wir noch einmal unter starkem Beschuß. Das Kirchendach wurde stark beschädigt. Das war ein Krach, als die vielen Ziegel vom hohen Kirchendach herunterkamen. Auch das Haus unseres Nachbarn Fuhri wurde getroffen und das Dach abgedeckt.

Ich weiß noch, ich glaube, es war so um den 9./10. April, als Vater mittags gegen 2 Uhr von der Arbeit heimkam und mir mitteilte, daß er mit Achern, seiner Betriebsleitung, keinen Telefonkontakt mehr habe. Er legte mir ans Herz, sehr vorsichtig zu sein, das Vieh baldmöglichst zu versorgen und dann den Luftschutzkeller aufzusuchen. Es war so gegen 19 Uhr, als Vater aus Sorge um mich noch einmal nach Hause kam. Kaum war er wieder in seinen Betrieb gegangen, hörten wir Maschinengewehrfeuer und Panzerfahrzeuge. In diesem Moment flog plötzlich die Kinzigbrücke hoch, welche unsinnigerweise noch gesprengt wurde.

Lieber Jens, in dieser Nacht habe ich kein Auge zugetan, aus Angst um meinen Vater. In der Kirchstraße und am Dorfeingang von Sand her brannte es. Auf der Straße patrouillierten die französischen Soldaten. Am anderen Morgen, als ich zu unserem Haus ging, kam Vater die Kirchstraße herunter. Vor Glück

umarmten wir uns, wir hatten überlebt. In Erinnerung habe ich noch, daß dies ein Sonntag war, ein herrlich schöner Tag.

Schnell hatte sich herumgesprochen, daß die Soldaten von Haus zu Haus gingen und all das mit nahmen, was ihnen gefiel. Ich weiß noch, wie wir im Keller die Fleischdosen, den Speck und sonstige wichtige Nahrungsmittel unter den Kartoffeln versteckt haben. Schmuck, Uhren und Fotoapparate waren ebenfalls beliebte Objekte. In der Scheune haben wir die Fahrräder unter den Strohbällen versteckt. Man war auf der Straße nicht mehr sicher vor den marokkanischen Soldaten, welche hier zum ersten Mal auf einem Fahrrad saßen.

Für Frauen und Mädchen war es nicht ratsam sich zu zeigen, da sie starken Belästigungen der Soldaten ausgesetzt waren. Nach etwa drei Tagen, nachdem hier ein französischer Ortskommandant und von diesem ein Vertreter der Gemeinde eingesetzt worden war, kehrte wieder etwas Ordnung ein. Zu kaufen gab es in der ersten Zeit nichts. Die Franzosen, durch die deutschen Besatzungstruppen und die Kriegseinwirkungen selbst ausgeblutet, holten für sich, was ihnen in die Finger geriet. Als Selbstversorger war man mit dem Notwendigsten eingedeckt.

Die Hühner konnte man nicht ins Freie lassen, denn die waren eine zusätzliche Verpflegung für die Besatzungssoldaten. Ich war einmal gerade im Hof, da kamen zwei Soldaten aus Nachbars Garten. Als sie mich sahen, kamen sie zu mir. Einer von ihnen konnte ein wenig deutsch und fragte, warum ich schwarze Kleidung trug. Ich erklärte ihm, daß meine Mutter durch französische Artillerie getötet wurde. Als er das vernahm, sagte er: „Wenn Mutter kaputt, dann nix Huhn kaputt!“ Diesmal hatten die Hühner vom Nachbarn Glück.

Im Hof hatten wir einen großen Kaninchenstall. Zwei Kaninchen konnten wir nicht in Sicherheit bringen, da in beiden Nestern Junge waren. Als ich sie eines Abends füttern wollte, waren sie nicht mehr da. Ich stand vor dem Stall und habe vor Ohnmacht geweint. Im Kindergarten waren marokkanische Soldaten einquartiert, welche ursprünglich unser Haus besetzen wollten. Vater konnte dies gerade noch abwenden. Ein älterer französischer Offizier, der dies beobachtete, kam zu mir und versuchte mich zu trösten. In scharfem Ton sprach er einen marokkanischen Soldaten im Kindergarten an. Kurz darauf kam dieser, die zwei Kaninchen an den Ohren festhaltend, und setzte sie wieder zu ihren Jungen. Das waren Lichtblicke in dieser schweren Zeit, die einem Mut machten und an das Gute glauben ließen.

Tags darauf brachte Vater zwei französische Soldaten einer Sanitätseinheit, um in unserem Haus Quartier zu machen. Sie haben im E-Werk wegen Glühlampen für das Lazarett vorgeschlagen. Der eine, ein angehender Arzt, konnte gut deutsch, und Vater hat ihn gebeten, zu uns ins Haus zu kommen, da er einen guten Eindruck machte. An einem Fensterladen schrieben sie auf französisch „Besetzt im Dienst der Gesundheit!“ Von da an wurden wir nicht mehr belästigt.

Kam einmal jemand an unsere Haustür, so bin ich durchs Fenster in Fuhris Hof gesprungen. Wenn wieder reine Luft war, bin ich durch die Haustür, deren Schlüssel ich immer bei mir trug, nach Hause.

Eines Tages hieß es: „Der Krieg ist aus"! Hatte man durch die mannigfaltigen Einflüsse kaum Zeit zum Denken, so trat nun der Schmerz um die noch kurz vor Kriegsende ums Leben gekommene Mutter in den Vordergrund. Man bekam mit, wie alles darauf ausgerichtet war, die Spuren, die der Krieg hinterließ, zu beseitigen. Die Erkenntnis, dass alles zu ersetzen ist, während ein dahingerafftes Leben unwiederbringlich ist, hinterließ Narben, die bis heute nachwirken. Das Wort Warum stellte sich immer wieder. Mutter, die eine Seele von Mensch war, gläubig, demütig und hilfsbereit, warum gerade Sie? Warum ließ Gott dies zu? Warum mußte gerade Vater, der den Anwürfen der Nazis ausgesetzt war, seine Ehefrau in diesem wahnsinnigen Krieg verlieren? Ich glaube, hier ist der Punkt erreicht, an dem der Mensch sich entscheiden muß zu sagen: „Dennoch bleibe ich stets bei Dir; denn Du hältst mich an Deiner Hand und nimmst mich endlich in Ehren an", oder er wendet sich in seiner Verzweiflung von Gott ab.

Ich konnte ein Jahr lang nicht mehr zur Kirche gehen. Das Orgelspiel rührte den inneren Schmerz auf. Ich kann noch heute nicht am Volkstrauertag zur Kirche gehen, denn den Schock von jenem 18. März 1945 habe ich bis heute noch nicht ganz überwunden.

Dadurch daß Vater und ich uns sehr zugetan waren, nahm das Leben trotz der großen Lücke, die meine Mutter hinterlassen hatte, seinen gewohnten Gang. Das Kochen war eigentlich das einzige Neuland für mich. Aber wie heißt es doch? „Die Not ist der beste Lehrmeister". Ich kann hier anführen, die Not in doppelsinniger Weise. Erstens mußten wir etwas essen, und zweitens sollte aus dem Wenigen, was uns zur Verfügung stand, auch noch etwas Schmackhaftes herauskommen.

Im Herbst 1945 brachte „Rappewirts Mariele" 'einen angeblich netten ordentlichen französischen Soldaten zu uns ins Haus mit der Bitte, ihn ins Quartier zu nehmen. Ihre Mutter sprach gut französisch und meinte, das sei jemand für uns. Es war damals so, daß von behördlicher Seite eine Beschlagnahme von Wohnräumen für Kehler Flüchtlingsfamilien erfolgen konnte. Da Vater und ich alleine waren, arrangierten wir uns so. Am Abend als Vater zu Hause war, kam der neue Mitbewohner, der das Zimmer im ersten Obergeschoß hatte, zu uns in die Küche. Er hatte sich ein helles Hemd angezogen und meinte: „Ein bißchen Zivilist". Obwohl ein französisches Wörterbuch vorhanden war, war die Verständigung relativ schwer. Wir merkten dann, daß er die Miete bezahlen wollte. Vater wiederum versuchte zu erklären: „Wenn er guter Mann, dann nix Geld". Daraufhin stand Maurice, der sich mit diesem Namen vorgestellt hatte auf und bedeutete uns, daß er dann das Geld in den Herd werfen würde. Natürlich haben wir dann das Geld angenommen.

Von meinem Bruder, der zuletzt an der russischen Front war, hatten wir bis zu dem Zeitpunkt nichts gehört, ebenso wenig von seiner Ehefrau und den drei Kindern. Die Menschen in der französisch

besetzten Zone wurden härter gefordert als die in der englischen bzw., amerikanischen Besatzungszone. Einmal hieß es, alle Radios müssen abgeliefert werden! Weiter wurde pro Familie eine Herrengarnitur (Anzug, Hemd usw.) gefordert. Zwei Bettgarnituren, Geschirr und Besteck, standen ebenfalls auf der Abgabeliste, und wehe dem, der nicht freiwillig gab. Diese Maßnahme zog sich so bis gegen Ende des Jahres hin.

Weihnachten 1945 nahte. Vater noch sehr betroffen, wollte keinen Weihnachtsbaum. Heimlich hat mir eine Schulkameradin eine Tanne besorgt. Als Vater dies wahrnahm, hat er diese Tanne aus Verzweiflung in der Scheune in eine Ecke geworfen. Der Tannenbaum sah entsprechend aus, und ich war sehr traurig. Es war etwa drei Tage vor Weihnachten, da stand meine Schwägerin mit ihrem ältesten Kind. Ella, (Deine Patentante) vor der Tür. Sie hatte bis zu dem Zeitpunkt vom Tod meiner Mutter nichts gewußt. Sie ließ uns das Kind da, um nach Weihnachten mit ihren zwei anderen Kindern in ihre Wohnung bei Offenburg zurückzukehren. Dieses Kind (Ella) brachte damals Licht in das Dunkel. Vater, der noch sehr verhärtet war, wurde von der Unschuld dieses Enkelkindes positiv angerührt. Ich weiß noch, als sie 3 1/2 Jahre alt, auf bayrisch dem Opa ihre kaputten Hausschuhe zeigte und wie sie meinem Vater darauf „Opa, der Schuster hat den Schlappen no nit geflickt“ ein Lächeln entlockte.

Ja, nun waren wir fast wieder eine Familie. Vater, Ella, Moritz, der immer noch da war, und ich. Inzwischen merkte ich, daß Moritz mir zugetan war. Bei einem Gespräch habe ich ihm jedoch erklärt, daß Mutter durch französische Artillerie ums Leben kam und zwischen uns steht. Kein Mensch wußte von unserem Einvernehmen, denn Mädchen, welche sich mit Besatzungssoldaten einließen, wurden geächtet. Begegneten wir uns auf der Straße, kannten wir uns nicht. Vater konnte oft sagen: „Wenn der nur ein Deutscher wäre.“ (Damit gab er mir durch die Blume zu verstehen, wie ich mich zu verhalten habe). Ich konnte Zuckerbrötchen backen, weil Moritz uns mit Naturalien half, wo immer es möglich war. Vor allem Vater hatte immer etwas *zu* rauchen. Es gab ja einfach nichts zu kaufen.

Klammheimlich holte Vater den lädierten Tannenbaum aus der Ecke in der Scheune hervor und richtete ihn wieder zurecht. So kamen wir doch noch zu einem Weihnachtsbaum. Tante Bärbel hatte uns Heiligabend eingeladen, damit wir nicht vom Schmerz übermannt wurden. Moritz war auch eingeladen und war tief beeindruckt von der deutschen Weihnacht. Noch heute spricht Moritz davon. Ende Januar 1946 mußte Moritz nach Frankreich zurück. Er versprach mir, bald wieder *zu* kommen. Meine Tüchtigkeit hat ihm imponiert, und er meinte, so eine Frau ist für einen Mann ein Tresor. Ich habe dazu nur gelacht, denn das Arbeiten ist bis zum heutigen Tag mein Lebenselixier. In schweren Zeiten ist es eine Medizin und in guten Zeiten kommt man nicht auf verrückte Gedanken.

Der Hunger und die Kälte machten vor allem in den Städten den Menschen *zu* schaffen. Trotz Lebensmittel- und Kleiderkarten gab es kaum etwas zu kaufen. Ich erinnere mich noch, daß man für einen Zentner Brikett stundenlang anstehen mußte. Im Sommer, beim Kauf einer Kiste Sprudel, war es nicht

anders. In dieser Zeit begann der Schwarzhandel, der bis zur Geldentwertung im Juli 1948 das Geschäftsgebaren bestimmte. Das Leben ging weiter, egal wie.

Auch zur Geselligkeit fand man wieder zurück. Von Frühjahr 1946 an war jeden Samstag Tanz in der Turnhalle. Veranstalter waren die Franzosen. Die Musiker waren deutsche Kriegsgefangene. Auch die Zivilbevölkerung hatte Zugang. Da man früher ein Jahr Trauerkleidung trug, war mir dies, obwohl ich mittlerweile 21 Jahre alt war, fremd. Erst als Moritz im Sommer 1946 wieder hierher kam, ging ich zum ersten Mal tanzen. Ich muß sagen, daß ich eine begeisterte Tänzerin wurde. Noch heute, wenn wir, d.h. Dein Opa und ich, auf einer Veranstaltung sind, wird getanzt. Moritz, war gerade wieder da, als von Deinem Opa Fritz Schröder ein Brief aus Afrika eintraf. Ich hatte oft an den Soldaten Fritz Schröder gedacht, ob er wohl alles gut überstanden hat? Seine Heimat Ostpreußen war verloren gegangen und die Familie dem Flüchtlingselend ausgeliefert.

Ich höre noch, wie Moritz sagte: „Warum ging dieser Mann in die Fremdenlegion?“ Als ich ihm Schicksal der Ostpreußen erklärte, konnte er den Schritt nachvollziehen. Inzwischen lief in ganz Deutschland die Entnazifizierung auf Hochtouren. Die Nazis, Hitlers Gefolgsleute, welche jahrelang Menschen, die anderer Meinung..waren, verfolgten, wurden nun, nachdem das Dritte für sie ewige Reich zusammengebrochen, zur Rechenschaft gezogen. In diesem Zusammenhang erfuhren wir durch den Besuch von hohen französischen Offizieren, daß Vater bei den Nazis als politisch unzuverlässig geführt wurde. Man wollte von ihm Namen einstiger Nazis im Dorf. Vater war aber nicht bereit, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, denn das ihm Zugefügte wäre damit nicht ungeschehen gemacht worden.

Es war auch in diesem Sommer, als Vater mich mit der Absicht, sich wieder zu verheiraten, überraschte. Ich war natürlich nicht begeistert von seinem Vorhaben, zumal die Frau 23 Jahre jünger war als er selbst und sogar noch ein halbes Jahr jünger als mein Bruder. Meine Bedenken waren diesbezüglich, wie sich später herausstellte, berechtigt. Als Vater später merkte, dass nicht alles lief, wie er es sich vorgestellt hatte, gab er mir einen Teil Schuld, indem er sagte, er sei gezwungen gewesen zu heiraten, da ich ja mit Moritz nach Frankreich wollte. Im Oktober 1946 mußte Moritz, der im Economat in Baden-Baden beschäftigt war, zurück nach Frankreich. Er wurde verraten, daß er Deutschen Waren zukommen ließ. Dies hatte zur Folge, daß ihm der Reisepaß entzogen wurde.

In der Zeit erhielten wir von meinem Bruder über das Deutsche Rote Kreuz eine Karte aus russischer Gefangenschaft. Meine Schwägerin wohnte nun wieder in Weier, aber Ella blieb vorerst bei uns. Im April 1947 heiratete Vater zum dritten Mal. Ich habe mich dann wieder mehr meinem Beruf gewidmet und mit der Zeit einen guten Kundenkreis erworben. Im Sommer 1947 nahm ich in Konstanz mit meiner Kusine Else an einem Zuschneidekurs für Kleider, Mäntel und Kostüme teil. Wir waren damals von morgens 7 Uhr bis abends 17Uhr mit der Eisenbahn unterwegs. Die Eisenbahnabteile waren total überfüllt, während für die Besatzungstruppen etwa 3/4 der Waggons beschlagnahmt und leer waren. Ich sehe noch, wie auf

der Heimfahrt die Menschen durch die Zugfenster kletterten. Da rief auf einmal ein Bahnbediensteter: „Steigt doch einfach in die beschlagnahmten Waggons ein!“ Meine Kusine und ich ließen uns das nicht zweimal sagen. Es ging alles soweit gut, ja wir fühlten uns glücklich, nicht in einem der voll gestopften Abteile zu sein. Kurz vor Gengenbach jedoch durchkämmten französische Militärpolizei die Waggons und alle Deutschen mußten 30 Reichsmark Strafe bezahlen. Im Grunde genommen, waren wir noch froh, so glimpflich davongekommen zu sein.

Im Juni 1948 erlebten die Deutschen die zweite Währungsreform in diesem Jahrhundert! An diesem Tag, dem 20.6.1948, waren wir alle gleich arm und gleich reich. Jeder Bürger bekam nur 40 Deutsche Mark, das so genannte Kopfgeld. Von dem Geld auf den Kassen und Banken der Reichsmark gab es nur noch 6 Prozent der angelegten Summe. Man hatte praktisch jahrelang umsonst gespart! Es war ja nicht so, daß man das Geld in Sachwerte hätte anlegen können, denn es gab ja nichts zu kaufen. Von dem Tag der Einführung der DM an begann wie ein Wunder die Wirtschaft wieder zu florieren. Die Geschäfte füllten sich mit Waren aller Art. Von da an ging es wieder sichtbar aufwärts

Unsere während des Krieges zum Einschmelzen abgeholtten großen Kirchenglocken wurden in Hamburg wieder aufgefunden. Es war im Jahre 1950 im Oktober, als ich wegen Schwarzarbeit von einer neidischen Schneiderin in Willstätt angezeigt wurde. Ich habe mich dann umgehend zur Meisterprüfung angemeldet. In diesem Jahr hatte ich mir mit dem ersten ersparten Geld der DM meine Nähmaschine gekauft. Tagsüber arbeitete ich nun, um das Geld für die Meisterprüfung zusammen zu bekommen. Bis spät in die Nacht habe ich für den theoretischen Prüfungsteil gelernt.

Von Moritz bekam ich ständig Post, aber es war unmöglich zusammen zu treffen. Kehl war zu diesem Zeitpunkt immer noch von den französischen Truppen besetzt. Der zweite Weihnachtfeiertag, der 26. Dezember 1950 sollte zum Wendepunkt in meinem Leben werden! Ich saß, wie bei einer Schneiderin so üblich, an der Nähmaschine, um für mich an einem Kleid, welches ich abends zum Weihnachtskonzert des Musikvereins tragen wollte, letzte Hand anzulegen. Es war so gegen 14Uhr nachmittags, als ein französischer Soldat an unserem Wohnzimmerfenster vorbeiging. I

Ich habe das weiter nicht beobachtet, aber Frau Fuhri, die bei mir war, machte mich darauf aufmerksam. Ich ging daraufhin in den Flur und öffnete die Haustür. Während ich guten Tag sagte, nahm der junge Mann seine Mütze ab und lächelte mich an. In diesem Moment erkannte ich Deinen Opa wieder. Die Freude über unser Wiedersehen war ja wohl jedem ins Besicht geschrieben. Obwohl sechs Jahre zwischen unserem Wiedersehen lagen, sprang doch gleich der Funke der Sympathie über. Es klingt fast wie ein Roman. Mein jahrelanges Warten auf Moritz galt eigentlich Deinem Opa.

Durch Gottes Fügung begann für zwei Menschen nach einem langen Weg der Ungewißheit das Glück.

Lieber Jens, ich habe versucht, Dir das Leben Deiner Vorfahren in dieser Zeit zu vermitteln. Es ist kein literarisches Werk. Wir werden alle mehr oder weniger von der Umwelt geprägt, d.h. von der Zeit, in der wir leben. Wie sehr der Mensch das Spiegelbild seiner Zeit ist, wurde damals als die Kirchenglocken nach Willstätt zurückkehrten, sichtbar. Die mit Girlanden geschmückten Kirchenglocken wurden vor der Kirche mit dem Choral „Nun danket alle Gott“ von der gesamten Dorfgemeinschaft in sichtlicher Rührung empfangen.

Gemessen an der Zeit meiner Kindheit und Jugendzeit leben wir heute im Überfluß. Wenn ich nur daran denke, wie sparsam man mit dem Brennmaterial und dem Strom umging. Die Küche und das jetzige Arbeitszimmer, einst „Stübl“, waren im Winter die zwei einzigen im Wohnhaus beheizten Räume. Urlaub im heutigen Sinne war dem Normalbürger fremd. Auch wir Älteren gerieten mehr oder weniger in den Sog der neuen Zeit. Bei genauer Betrachtung jedoch haftet ein großer Teil unseres Denkens und Handelns noch in der Vergangenheit, was man heute mit dem Begriff Generationskonflikt umschreibt. Vielleicht verhalfen Dir, lieber Jens, diese Zeilen, Deine Oma und Opa. so wie sie nun mal sind, zu sehen und zu verstehen!

Als ich vor 51 Jahren konfirmiert wurde, verglich Pfarrer Batz den jungen Menschen mit dem Bäumchen an der Landstraße, welches um den Stürmen zu trotzen, an einen Pfahl gebunden wird. Der Pfahl, der uns Menschen Halt gibt, ist der Pfahl des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe! Wie oft in meinem Leben gab mir dieses Gleichnis Kraft und Mut, meinen Weg zu gehen.

Lieber Jens, hier möchte ich fürs erste meine Erinnerungen beenden. Opa möchte sich mit Erinnerungen an seine Heimat Ostpreußen anschließen. Ich gedenke danach, wiederum mit den Erinnerungen an die junge Familie Schröder fortzufahren.

1. April 1990

Emma Schröder